**Zeitschrift:** Zeitschrift für öffentliche Fürsorge : Monatsschrift für Sozialhilfe : Beiträge und Entscheide aus den Bereichen Fürsorge, Sozialversicherung, Jugendhilfe und Vormundschaft

**Herausgeber:** Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe

**Band:** 80 (1983)

**Heft:** 4

**Artikel:** "normal"

**Autor:** Gschwind, Ulrich

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-838739

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 18.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

## «normal»

Wenn ich heute die Tragfähigkeit einer Institution der stationären Pädagogik beschreiben muss, gleiten irgendwann einmal Worte wie Rückführung in die Normalität, normale Entwicklungsmöglichkeiten, normalbegabt etc. aus der Feder. Sofort halte ich inne und vernehme ein Alarmzeichen im Hirn. Die Frage drängt sich auf, was denn normal nun eigentlich sei. Wenn du das so hinschreibst, denke ich mir, wird jeder Leser gleich annehmen, da habe man wieder einen von diesen Hinterwäldlern mit überkommenem Normalitätsbegriff, einen jener Anpasser, der junge Menschen rücksichtslos an Leitbilder einer Gesellschaft von gestern, deren Fragwürdigkeit ja offenkundig sei, anpassen wolle. Mit der Niederschrift des Wortes befinde ich mich plötzlich unangenehm aufgehängt zwischen «für das System» oder «dagegen» sein. Das Wörtchen normal erhält da die Dimension einer Schicksalsfrage, leitet einen Labelling-Prozess ein, dessen Opfer ich sein könnte, ohne mich verteidigen, meine Werthaltung differenziert darlegen zu können. Ich bin zwar nicht «dagegen», aber auch nicht grundsätzlich «dafür», ich finde alles sehr kompliziert; als Hinterwäldler indes mag ich wegen eines dummen Adjektivs auch nicht gelten. Da ich nun aber nicht Raum und nicht Zeit für eine philosophische Abhandlung über die Welt von heute, sondern just zwei Seiten für einen Heimbeschrieb zur Verfügung habe, ziehe ich mich elegant zurück und setze das Wort «normal» in Anführungszeichen.

Nun weiss jeder Leser, dass da einer versucht, seine Zeit und ihre Wertmassstäbe kritisch zu hinterfragen, man traut mir alternative Konzepte zu, ich gehöre zumindest potentiell zu denen, die «dagegen» sind. Vor allem aber bin ich frei, je nach Kreis, in dem ich mich gerade befinde, einen scharf umschriebenen Normalitätsbegriff zu dozieren oder einen amöbenhaft weichen oder aber mich salopp von der Norm zu distanzieren, einstimmend in den Chor der Systemkritiker, und zu verlangen, dass jeder Einzelne das Recht auf sein eigenes Universum habe.

Was habe ich nun aber wirklich mit dem Setzen von Anführungszeichen getan? Vielleicht bin ich das Odium des Hinterwäldlertums für einmal losgeworden, gelange dafür aber auf den schlüpfrigen Pfad des Opportunismus; zwar habe ich mich aufgeklärt – kritisch gegeben, habe mich aber elegant um den eigenen Stellungsbezug herumgedrückt, mich darauf berufend, die Werte seien nun eben einmal im Fluss und alles sei schwierig im Sinne von Fritz Zorns Mutter. Szenen kommen mir in den Sinn: Da ziehen an einem schönen Sommerabend sechs Punker lärmend und mit Schlagwerkzeugen versehen die Zürcher Bahnhofstrasse hinab, Plakatwände verbeulend, Papierkörbe aus den Halterungen hauend, eine volle Schuttmulde anzündend, über parkierte Autos marschierend. Das zahlreiche Publikum geht seines Wegs, man lässt sie gewähren. Normal? «Normal»? Da sitzt ein spindeldürres Mädchen mit verfilztem Haar und zerschlissener Kleidung im Café, links und rechts fröhlich plaudernde Leute. Es zittert, stiert verzweifelt in den Raum. Offenbar «on turkey». Links und rechts keine Reaktion. Schliesslich hat man sich weitherum

damit abgefunden, dass an der Riviera (Zürich, rechtes Limmatufer beim Bellevueplatz) vor aller Augen gespritzt und gedealt wird. Man hat sich die Herointragödie gewissermassen durch Einverleibung aus dem Bewusstsein geschaffen. Normal oder «normal»?

Dann kommt noch der Zürcher Sexanzeiger in Erinnerung. Masochistisches, Sadistisches, Sodomitisches, Päderastisches in allen Varianten wird da direkt oder durch die Blume auf Videoband oder life angeboten. Schnell setze ich ganz dicke Anführungszeichen um das Wörtchen normal und beteure, dass ich natürlich gegen die Zensur sei, denn welche Instanz möchte sich schon anheischig machen, hier über Norm und Normverletzung zu Gericht zu sitzen? Schliesslich ist der Bürger ja versehen mit eigener Urteilskraft und mündig. Aber: Unbehagen beschleicht mich ob soviel Normalität, ich sehe besagte Punker plötzlich als Vorboten radikaler Hüter einer neuen unbarmherzig-sturen Ordnungsmacht, die sich anmasst – alles schon gehabt! –, den Stall auszumisten und gerade diese unsere Zweifel für ihre Zwecke auszunützen. Sie dürfte dann keine Hemmungen haben, das Wort normal immer ohne Anführungszeichen zu schreiben und dem Bürger einen noch so abgeschmackten Normalitätsbegriff als Zwangseintopf vorzusetzen.

Minderheiten sind heute hoch im Kurs, seien es politische, religiöse, seien es solche bezüglich Hobbies, sexueller Eigenheiten, wirtschaftlicher Interessen usw. Minderheiten gilt es auch gebührend Rechnung zu tragen und anzuhören. Die Schweiz als föderalistischer Minderheitenstaat tut dies in besonderem Masse, was enorme Reibungsverluste und Kosten verursacht, aber wohl die einzige Möglichkeit darstellt, Romands, Ticinesi, Rätoromanen und Deutschschweizer aller möglichen Färbungen unter einem Dach mehr oder weniger friedlich zu vereinen. Dies geht jedoch nur solange an, als ein genügend grosser gemeinsamer Nenner da ist, auf den sich alle zu verpflichten in der Lage sind, also genügend Substanz, die alle für normal halten. Kommt es dazu, dass jede gesellschaftliche Interessengruppe, jedes Quartier, jedes Dorf, ja jedes Individuum nur noch seine eigenen Wertvorstellungen für normal und vertretbar hält, nähert sich dieser gemeinsame Nenner dem Wert Null, die Gemeinschaft fällt auseinander.

Man kann eine Institution der stationären Pädagogik gut als Staat im Staat ansehen und das Gesagte auf sie übertragen. Menschen mit erzieherischer Funktion, seien es nun Eltern, Sozialpädagogen, Lehrer oder Psychologen, haben die Tendenz, ihre Wertgebäude, auf welche sie die ihnen Anvertrauten zu verpflichten suchen, gegen Anfechtungen von aussen zu verteidigen und abzuschatten, sei es nun aus einem Gefühl der Überzeugung, der Unsicherheit oder aus pragmatischen Gründen. Darob wird bald einmal vergessen, dass im Wort Erziehung eine Finalität gefordert wird, dass also dieser Akt der Auseinandersetzung mit dem andern nur dann von Sinn sein kann, wenn er auf ein übergeordnetes, individuenübergreifendes Ziel ausgerichtet ist.

Der Leser ballt die Faust und vermeint, die braune Liesel am Geläut zu erkennen. Da soll er also Sozialisieren und Resozialisieren in eine Gesellschaft, die den Glauben an sich selbst zu verlieren im Begriffe ist? Sein kritisches Bewusstsein bäumt sich auf gegen solche Anmassung. Er ist vielleicht gegen die

Autokultur, gegen die Verblödung der Gesellschaft durch die Massenmedien und ihrer unheilvollen Kraft, gegen den Raubbau an seiner Umwelt, gegen die Vertechnisierung immer weiterer Lebensbereiche, gegen Krieg, Gewalt, Opportunismus, Zynismus und anderes mehr, und alles eigentlich zu Recht. Lediglich eine Frage ist in diesem Zusammenhang jedoch von Bedeutung: Was hält er dann nach Festlegung seiner Feinbilder noch für normal, auf welche Werte kann er sich verpflichten?

Ohne dem engagierten Kampf jedes Bürgers gegen Missstände in der Welt die Berechtigung absprechen zu wollen, scheint es mir von grosser Bedeutung zu sein, dass der erzieherisch Tätige sich darüber klar wird, wo er als Einzelner den gemeinsamen Nenner mit der Gesellschaft sieht, wo er sich, allenfalls unter Hintanstellung persönlicher Interessen, übergeordneten Zielen verpflichten kann. Der Normalitätsbegriff hängt nun aber eng zusammen mit dem Wort Wertvorstellungen und damit mit der Ethik des Individuums. Erzieher- und Lehrerteams in stationären Einrichtungen, die gemeinsam gewisse Normen vermitteln müssen, tun gut daran, sich über ihren gemeinsamen ethischen Nenner Klarheit zu verschaffen, damit das Kind, der Jugendliche ein zwar buntes, aber letztlich doch kohärentes, von authentischen Persönlichkeiten getragenes Weltbild vermittelt erhalten, an das sie sich halten, mit dem sie sich aber auch kritisch auseinandersetzen können. Gelingt dies nicht, muss der «Kleinstaat Heim» zerfallen.

Für jedermann ist es heute vielleicht schwerer als je, das Wort normal ohne Anführungszeichen zu gebrauchen. Zu Unrecht! Wir müssen lernen, uns wieder vermehrt auf fundamentale Normen zu besinnen und uns zu ihnen zu bekennen, selbst wenn wir uns damit Angriffen aussetzen. Offene Auseinandersetzung allein ermöglicht den dialektischen Prozess der Wahrheitsfindung, der ewig dauert. Menschen ohne klare Position mögen zwar vordergründig als kritisch erscheinen, doch ist dies an sich noch kein positiver Wert. Auf die ihnen anvertrauten Kinder und Jugendlichen wirken sie diffus, verwirrend und unglaubhaft. Versuchen Sie einmal, zehn Tatbestände aufzulisten, die Sie als normal ohne Anführungszeichen etikettieren können. Es ist nicht einfach, denn wir haben uns schon ganz arg verunsichert.

Dr. *Ulrich Gschwind,*
Chef des Amtes für Kinder- und Jugendheime der Stadt Zürich